

# I. Ein Zufall?

Von der Paradoxie, daß wahrscheinlich ist,  
was uns zufällt

---

»So tief war ich in Betrübnis  
versunken, daß ich kaum merkte,  
wohin ich ging; und der Zufall  
(oder ein feinerer Sinn, der in uns  
lebendig ist, doch nur führt,  
wenn das Gehirn außer Kraft  
gesetzt ist), lenkte meine Schritte  
zu einem Teil der Insel, wo..«  
Robert Louis Stevenson<sup>1</sup>

Was ist schon dabei, wenn man stolpert und sich gleich wieder fängt? Stürzt man zu Boden und beschmutzt sich die Hose, entschlüpft einem vielleicht ein »zu dumm!« Befindet man sich gerade auf dem Weg nach Hause, bleibt es bei dem gedämpften Verdruß, da sich der Schmutz ja daheim leicht abbürsten lässt. Es *konnte*, mußte aber nicht so sein. Schüler vor einer wichtigen Klassenarbeit oder Prüfung, Schauspieler vor der Premiere oder Arbeitsuchende vor einem Bewerbungsgespräch wären dagegen eher versucht, dem Vorfall *Bedeutung* beizumessen. Konnte, oder *mußte* es so sein?

Dergleichen geschieht jeden Tag viele Male. Der Schreibstift entgleitet unserer Hand, wir stoßen ein Glas um, treten in eine Pfütze, greifen neben den Lichtschalter oder verlegen irgendeinen Gegenstand. Meist nehmen wir das alles nicht eigentlich wahr – und schon gar nicht, daß wir mit jedem Schritt, den wir tun, das Leben unzähliger unsichtbar kleiner Organismen auslöschen. Was wir nicht sehen, *zählt* für uns nicht. Je geringfügiger ein Ereignis oder »Zufall«, desto eher ignoriert oder bagatellisiert, desto rascher vergißt man ihn. Er zeigt keine Wirkung, bleibt spurlos. Das Bewußtsein würdigt ihn, sofern es ihn überhaupt regi-

striert, nur einer flüchtigen Beachtung. Zufallsphänomene umspielen den Horizont der Aufmerksamkeit; ihr Medium bildet die »Halbwelt«, deren Schatten sie zur Unschärfe verurteilt. Darum ist man sich auch niemals gewiß, ob man nicht einer Sinnestäuschung erlag. Zufallsrealitäten geraten ins Zwielicht. Ihre Bedeutung verschwimmt. Was zählt schon ein einzelnes Sandkorn? Seine Existenz erscheint uns *sinnlos*.

Die schwache Aufmerksamkeit, die den vielen geringfügigen Zufällen zuteil wird, vermittelt den Eindruck, als träten sie *einmalig* oder selten auf, so daß sie gewissermaßen *para-normal* (von griechisch *para*, »neben«) erscheinen. Dabei stolpert man doch häufiger mal oder läßt etwas fallen. Vorhersehbar ist das nicht – eben weil zwischen Zufall und Situation noch den Zufällen selbst ein notwendiger Zusammenhang zu bestehen scheint, der die Grundlage für Prognosen böte. Und doch handelt es sich um einen Trugschluß, der aus der Art unserer Aufmerksamkeit und Optik herröhrt.

Verfolgen wir vergleichbare Zufallsereignisse über einen *längeren* Zeitraum hin, so »streckt sich« gewissermaßen ihre Unbestimmtheit zu einer Art Regelabfolge. Wird eine (unverfälschte) Münze  $n$ -mal hochgeworfen, ergibt sich als mathematischer Wahrscheinlichkeits- oder »Grenzwert«, daß Kopf oder Zahl nach oben zu liegen kommen, immer einhalb ( $1/2$ ). Es existiert kein erfolgreiches Spielsystem, daß dieses Ergebnis erschüttern könnte. Physiker bezeichnen diese gewisse Ohnmacht wider die Regel als »Prinzip der Impotenz«; Mathematiker sprechen von einem »Axiom für Zufälligkeit«.<sup>2</sup> Beim Roulette bleibt die Kugel im Verlauf einer längeren Serie von Spielen mit hoher Wahrscheinlichkeit bei jeweils 37 einmal im Gewinnfeld *Zero* liegen. Gewöhnlich wird ein Mensch von einem Hund nur selten gebissen, noch seltener so empfindlich, daß der Fall den Behörden angezeigt wird. In einer Millionenstadt wie New York geschah das 1955 pro Tag immerhin in 75,3 Fällen. In den folgenden Jahren belief sich die Rate 1956 auf 73,6, 1957 auf 73,5, 1958 auf 74,5 und 1959 auf 72,6 Anzeigen. Analog verhält es sich mit der Zahl der jährlich zu beklagenden Unfalltoten und Verletzten auf bundesdeutschen Straßen. Jeder einzelne fällt scheinbar einem Zufall zum Opfer. Hätte er die Fahrt nur ein wenig später angetreten, eine andere Route gewählt oder unterwegs eine Pause eingelegt, wäre ihm vermutlich nichts geschehen. Dennoch schwanken die Zahlen, in Relation zur Zulassungsrate beziehungsweise Verkehrsdichte, in etwa immer um den gleichen Wert; Anfang der achtziger Jahre handelte es sich dabei in Westdeutschland um rund 15.000 Tote und 80.000 Verletzte.<sup>3</sup>

Ereignisse, die im einzelnen rein zufällig und unvorhersehbar erscheinen, zeigen, mengenmäßig verstärkt, offensichtlich ein sehr stabiles »Durchschnittsverhalten«.<sup>4</sup> Erfahrung, Erinnerung und Geschichte folgen einer ähnlichen Regel. Einzelne Vorkommnisse, Entdeckungen, Fehlschläge, selbst »Wunder« (Heilungen z.B.) ordnen sich, längerhin

aufsummiert, zu Struktur- und Verlaufstypen, wie etwa im Fall des Gefolgschaftswesens oder bei Überschichtungsprozessen.

Es macht also einen entscheidenden Unterschied, ob man ein – scheinbar – singuläres Ereignis oder eine Fülle vermeintlicher Einzelfälle ins Auge faßt. Wahrscheinlichkeiten treten erst bei Berücksichtigung größerer Häufigkeiten beziehungsweise längerer Reihungen auf und implizieren die Voraussicht, »daß bei beliebiger Verlängerung einer solchen statistischen Reihe die relative Häufigkeit eines bestimmten Ereignisses gegen einen Grenzwert konvergiert«, der eben die Wahrscheinlichkeit des Ereignisses angibt.<sup>5</sup> Weicht aber etwas vom Wahrscheinlichkeits- oder Durchschnittswert ab, so wirkt es *vereinzelt*, einem Irrläufer gleich, und entsteht, paradoxe Weise, der Eindruck, daß es sich *nunmehr* um ein zufälliges, paranormales Ereignis handle. »Die Wahrscheinlichkeitstheorie ist«, wie Arthur Koestler griffig formuliert, »der Sprößling des Paradoxen, das sich mit der Mathematik vermählt hat.«<sup>6</sup> Gleichwohl darf, wie daraus hervorgeht, als ebenso gewiß wie der Durchschnittswert gelten, daß Zufälle oder Anomalien optisch als Horizont- oder *Grenzphänomene* gegenüber der massiven, »robusten« Dichtewelt im Zentrum erscheinen.

Grenzbereiche bilden *Übergangszonen* zwischen stabil strukturierten Zentralarealen: Sie gleichen verwilderten Gärten, in denen vielfältige Blumen des Zufalls erblühen. Die verstärkte Wechselwirkung an den Rändern der einander berührenden, durchdringenden und überlagernden Systeme gefestigter Ordnung hat stete *Instabilität* zur Folge, die immer wieder, wie die Bläschen in einem Glas Mineralwasser, Unvorhersehbare auftreibt. Es gibt dort »keine zwei Augenblicke, die einander äquivalent wären«.<sup>7</sup> Je mehr Ordnungsstrukturen bestehen, desto vielfältiger fluktuiert Ungewißheit in ihren gleichsam »überschüssigen« Grenzbereichen. Entgegen dem menschlichen Vermeinen, das sich am »Durchschnittsverhalten« orientiert, *überwiegt* in der Natur daher »Chaos«.

Doch nicht als Dauerzustand. Immer wieder nämlich kommt es in diesem Brodeln dazu, daß flüchtige, häufig geringfügige Schwankungen, wie der Schlag eines Schmetterlingsflügels, einander verstärken und »genau im ›richtigen‹ Augenblick einen Reaktionsweg aus einer Reihe von weiteren, ebenso möglichen Wegen« einschlagen, ein Prozeß, der als »Selbstorganisation« bezeichnet wird: Aus der Oszillation der Möglichkeiten entwickelt sich ein *Regelverlauf*, der sich beobachtbar manifestiert und unter Umständen, wie im Fall des inzwischen schon sprichwörtlichen »Schmetterlingseffekts«, ein verheerendes Unwetter auslöst. Es herrscht also, wie Ilya Prigogine (1917–2003, Nobelpreis 1977) sagt, dem wir diese Einsichten vor allem verdanken, »unter gleichgewichtsfernen Bedingungen ein delikates Wechselspiel zwischen Zufall und Notwendigkeit, zwischen Schwankungen und deterministischen Gesetzen«.<sup>8</sup> Das Verständnis dieser Zusammenhänge erlaube es, »die Kluft zwischen Sein

und Werden«, das heißt zwischen Zufallsfluktuationen am Anfang und Prozessen der Selbstorganisation hin zu definiten, *regelgeleiteten* Systemen, zu »überbrücken«.<sup>9</sup>

Selbstorganisation wie Wahrscheinlichkeit, beschrieben von der »Theorie dynamischer Systeme« (»Chaostheorie«), bauen »belanglose« Zufälle in deterministische Ordnungen ein, in denen Notwendigkeit herrscht. Mikroskopische Ereignisse bündeln sich und treten, durch wechselwirkende Agglomeration, makroskopisch in Erscheinung. Mutationen – »essentielle Zufälle« in der Terminologie Jacques Monods (1910–1976, Nobelpreis 1965)<sup>10</sup> – lösen evolutive Prozesse aus und führen zu neuen biologischen Formen. Paranormales tritt als solches aus dem fluktuierenden Wechselspiel der Horizontphänomene als »Zufall« hervor, bewegt sich unter steter Abschwächung, gebremst und gebrochen beim Durchgang durch die Strukturen der »Mittelwelt«, *optisch* ins Zentrum der Aufmerksamkeit und kommt dort zur Ruhe, das heißt nimmt, gleich der Roulettekugel im Gewinnfeld, die Position ein, die ihm die Wahrscheinlichkeit, das erwartete »Durchschnittsverhalten«, zuschreibt; es gerinnt sozusagen zur Normalität. Seine *Dynamik* lässt sich als kurvilineare Bewegung zwischen zwei Extremen beschreiben: Sie setzt ein im *Mikrobereich* der Potentialitäten mit dem punktartig, quasi explosiven »Aufleuchten« zu Beginn, seinem »Anfangszustand«, verliert dann durch die fortwährende »Symmetriebrechung« auf dem Weg durch die Strukturen im Mittelfeld an Geschwindigkeit, um zuletzt, angezogen von den Kräften des Gleichgewichts, eingefangen zu werden im *makroskopischen* Zentral-system, wo es seinen »Endzustand« erreicht.

Offensichtlich haben wir es mit fundamentalen Zusammenhängen zu tun. Der Zufall, so belehren uns die Quantenphysiker, stellt ein »grundlegendes Element« der Natur dar; von ihm scheinen auf atomarer und molekularer Ebene praktisch alle Prozesse, wie beispielsweise der radioaktive Zerfall oder die Bewegungen der Gasmoleküle in einem geschlossenen Behältnis, abzuhängen.<sup>11</sup> »Teilchen« können ebenso korpuskular wie wellenförmig in Erscheinung treten. Ihr Ort und Impuls lassen sich niemals *gleichzeitig* mit eindeutiger Bestimmtheit angeben (»Unschärferelation«). Einzelereignisse, das heißt potentielle Anfangszustände oder »Zufälle«, sind insofern nicht mehr präzise prognostizierbar, weder praktisch noch dem Prinzip nach.<sup>12</sup> Jeder Zustand eines Systems kann ebenso gut der Beginn (»Impuls«) wie das Ende einer Entwicklung (»Ort«) sein; er enthält potentiell, wie im letzteren Fall, die Vergangenheit, im ersten die Zukunft des Systems.<sup>13</sup> Alles fluktuiert, so daß an die Stelle deterministischer, »klassischer« wiederum statistische, also Wahrscheinlichkeitsaussagen treten, die sich auf »Mittelwerte« (sog. »makroskopische Observablen«) – etwa Dichte, Druck oder Temperatur eines Gases – beziehen, und als solche *langfristig* sehr wohl vorhersagen lassen.<sup>14</sup> Vom End- lässt sich auf den Anfangszustand (die »Geschichte« des Systems) zurückschließen, der selbst aber prinzipiell unbestimmt bleibt – wie der

»Urknall«, dem das Universum seine Entstehung verdankt: Erst als sich das anfängliche Plasma zum »neutralen« Gas zerdehnte, konnte es zu Dichteschwankungen und »Symmetriebrechungen« kommen, in deren Folge sich galaktische Makrostrukturen zu bilden begannen, deren »Verhalten« dann den heute bekannten physikalischen Gesetzen gehorchte.

Und wie hätte sich wohl die Physik entwickelt, wenn das schwächliche Siebenmonatskind Isaac Newton (1643-1727) nicht am Leben geblieben wäre? Ein *Zufall*, wenn man so will, ein paranormales Ereignis wußten es so. Mit seiner Geburt war eine Anfangsbedingung gegeben, aus der sich auf dem Weg über gewisse Wahrscheinlichkeiten schließlich mit *Notwendigkeit* eine folgenreiche Entwicklung ergab. Newtons Gravitationsgesetz stellt, auch wenn es später modifiziert werden sollte, eine einmalige, *extreme* Leistung dar, ebenso außergewöhnlich wie Newtons Geburt.

Ethnologie und Geschichte könnten dafür beliebig viele weitere Beispiele anführen. Niemand vermag vorauszusagen, wie sich ein Bauer beim Frühstück *genau* verhalten, was er im *einzelnen* sagen wird. Sehr wahrscheinlich jedoch ist, daß er sich anschließend mit Proviantbeutel und Gerät aufs Feld begibt – wie das sein Vater und seine Vorfahren zu dieser Jahreszeit *schon immer* taten. Und ganz sicher wird die Familie im Sommer die Ernte einbringen. Wie das geschieht und daß es mit bestimmten Ritualen bis hin zum abschließenden Erntefest verknüpft ist, folgt überlieferungsbedingten, das heißt deterministischen Verhaltensvorschriften, die im Kern *alle* traditionellen Agrargesellschaften teilen. Träte jedoch während des Frühstücks ein unerwartetes, paranormales Ereignis auf, schrieß zum Beispiel über dem Haus ein bestimmter, eigentlich nachtaktiver Vogel, würde sich der Bauer die Hand verbrennen oder erlitte er auf dem Weg zum Feld einen tödlichen Unfall, könnte das alles ändern: Es hätte sich eine unvorhergesehene *Anfangsbedingung* mit entsprechenden Verhaltensanforderungen und Konsequenzen eingestellt. Der Bauer würde vielleicht, um das unheil verkündende Vorzeichen gleichsam zu »hintergehen«, seinen Aufbruch verschieben, der Leichnam des Verunglückten müßte geborgen und zurücktransportiert und rituell gereinigt, schließlich irgendwo weit draußen im Busch flüchtig verscharrt werden, da ein Unfall immer als »Schlimmer Tod« gilt, der ein schweres Vergehen zur Voraussetzung hat und insofern eine »ordentliche« Bestattung verbietet (um der Seele den Zutritt zum Ahnenreich zu verlegen). Vom – scheinbar zufälligen – auslösenden Ereignis zu Beginn bis zum Einscharren der Leiche gewonne also das Geschehen wiederum zunehmend an Wahrscheinlichkeit, um sich zuletzt zur Notwendigkeit der *unzeremoniellen* Beisetzung im Busch zu verfestigen. Alle Prozesse in Natur wie Kultur und Geschichte gehorchen offenbar dem Dreisatz: fluktuierende Unbestimmtheit – Wahrscheinlichkeit – Notwendigkeit, und zwar undulierend, in *allen* Richtungen hin und her und immer wieder aufs neue, das heißt im Mikro- ebenso wie im Makrobereich.

Kleine Zufälle stehlen sich, gleich zwielichtigen Elementen, vom Rand her durch die Gitter der zentralen Ordnungsstrukturen und treten, wenn sie »anecken« und der Lichtstrahl der Aufmerksamkeit sie trifft, unerwartet, unter Umständen wie »blitzartig« auf, das heißt erscheinen zunächst charakterisiert durch die *Eigenschaften* der *Unzugehörigkeit* (Fremdheit) und *Plötzlichkeit*. Niklas Luhmann (1927-1998) faßte das in die Formel: »Für ein System sind Ereignisse zufällig, wenn sie nicht im Hinblick auf das System produziert werden.«<sup>15</sup> Damit läßt sich ihnen, nach den Kriterien der »pragmatischen Informationstheorie«, als dritte Eigenschaft *Erstmaligkeit* addizieren: Sie enthalten eine *neue Information*<sup>16</sup> – die uns, anfangs zumindest, *befremdet*, weil wir sie (noch) nicht verstehen.

Deckt sich Erst- mit *Einmaligkeit*, verstärkt sich die Annahme, daß es sich um einen »echten« Zufall gehandelt hat. Doch wäre dies keine essentielle, *notwendige* Eigenschaft, da »Zufälle« sich durchaus wiederholen können. Wer »Glück« hat, würfelt beim Spielen häufiger die Sechs oder fährt mehrmals in Folge gute Ernten ein. Geschieht das, schwindet der Eindruck der Zufälligkeit mit der Anzahl der Wiederholungen dahin.<sup>17</sup> Die Ereignisse »bestätigen« einander; die Wahrscheinlichkeit anhaltender Affirmationen wächst. Bereits »die Zweitmaligkeit gibt der Erstmaligkeit Realität«.<sup>18</sup>

Kleine Zufälle zeichnen des weiteren *Geringfügigkeit* und *Nichtlokalität* aus; das heißt muten »sinnlos« an und erscheinen nicht zwingend an bestimmte Umstände – Orte, Zeiten, Situationen, Zustände – gebunden, anders etwa als Unfälle, die immer wieder an ein und derselben Kurve vorkommen, als Gespenster, denen man nur in einem bestimmten Schloß oder Waldstück und allein um Mitternacht begegnen kann, oder Krisensituationen und Dämmerzustände, in denen es häufiger als sonst zu außersinnlichen Wahrnehmungen kommt.

Doch immer handelt es sich, schon aufgrund der Nichtlokalität, um *Grenzphänomene* »neben« (*para*) der Normalität – eine weitere typische Eigenschaft zufälliger Ereignisse. Das bedeutet indes strukturspezifisch, daß sie von einem angenommenen Mittelpunkt im Zentrum der Ordnung aus wahrgenommen und definiert werden: Zufälle stellen *periphere Feldgrößen* dar. Denkt man sich dort einen menschlichen Betrachter, indem man die Situation ethnologisch sozusagen »humanisiert«, gewinnen sie nach den Kriterien der anthropo- oder ethnozentrischen Optik *Bedeutung*, die in geringfügigen Fällen freilich bei Null liegt.

Anders aber, wenn es sich um robuste Ereignisse handelt. Ihre Eigenschaft des plötzlichen Auftretens schlägt dann um in *Bedrohung*, erscheint als Gefahr, die Furcht, Angst oder Entsetzen weckt, und zwar proportional zum Maß der Annäherung und Geschwindigkeit in Richtung auf den Beobachter hin: Das Empfinden erreicht seinen Höhepunkt im Moment der Berührung und kann dann unter Umständen zum Ableben führen.<sup>19</sup>

Robuste Zufälle treten seltener auf. Der gelinde oder massive Schock, den sie auslösen, prägt sich jedoch dem Bewußtsein deutlicher ein, bleibt in der Erinnerung haften, so daß es *so scheint*, als kämen sie häufiger vor. Insofern ist man eher geneigt, eine Verbindung zwischen ihnen herzustellen, so daß sich nunmehr der Eindruck aufdrängt, als *wiederholten* sie sich, als läge ihnen eine gemeinsame Bedingung zugrunde, wie im Falle der Krisentelepathie unter Engstangehörigen. Das läßt es dann begründet erscheinen, sie seriell zu reihen und ihnen Wahrscheinlichkeit zuzusprechen. Man erwartet sie schon, wie die Weiße Frau, die mitternächtlicherweile durch schottische Schlösser schwiebt.

In traditionellen Gesellschaften herrschte der Glaube, daß plötzlich Hereinbrechendes die Betroffenen krankmache, in härteren Fällen töte.<sup>20</sup> Die Buschmänner (Südafrika) hielten anfangs das Erscheinen von Sputnik I für den Vorboten einer drohenden Katastrophe; als nichts geschah und sich die Erscheinungen mehrten, die Erstmaligkeit also erlosch, gewöhnte man sich daran und maß dem Phänomen *keine* Bedeutung mehr bei.<sup>21</sup> Unfälle mit Todesfolge wurden generell als »Schlimme Tode« verstanden, das heißt, man sah sie durch *Unheilskräfte* – ein schweres Vergehen, einen Geisteranschlag oder Zauber – verursacht. Die Toten stellten eine Bedrohung für die Gemeinschaft dar; man bestattete sie daher nicht rituell, sondern verscharre sie flüchtig im Busch, damit ihre Seelen keinen Zugang zum Ahnendorf in der Unterwelt fanden.<sup>22</sup> Kleine Zufälle affizieren nur kaum die Aufmerksamkeit; gewinnen sie größere Dimensionen und treten ein in die Makrowelt, wird aus der Gleichgültigkeit *Betroffenheit*.

Die Situation *verlangt* numehr nach einer Erklärung; man muß ihr *Bedeutung* verleihen, um sich mit ihr auseinandersetzen, angemessen reagieren, etwas tun zu können. Beispielsweise entgleitet einem eine kostbare Vase, fällt zu Boden und zerbricht, während man einen schwerkranken Angehörigen betreut. Bei vielen stellt sich gleich ein ungutes Gefühl ein. Es könnte sich um ein Vorzeichen handeln, das *bedeutet*, daß der Kranke in Kürze stirbt. Oder ein Mann begegnet nachts auf dem Nachhauseweg im Wald einem schwarzen Schwein, das einige Schritte vor ihm herläuft und dann wieder verschwindet. Kurz darauf erfährt er, daß zur gleichen Stunde sein Vater verstarb. Irischem Volksglauben nach bestand zwischen beidem eine Verbindung<sup>23</sup>: Die Plötzlichkeit der Erscheinung, die Person des »Betroffenen« und die Farbe des Tieres deuten auf den Tod eines nahen Angehörigen hin. Für Carl Gustav Jung (1875-1961) hätte es sich um ein typisch »synchronistisches«, das heißt keinesfalls zufälliges Ereignis gehandelt, wobei er jedoch weniger, wie der Begriff das eigentlich ausdrückt, an einen gleichzeitigen, und schon gar nicht an einen kausalen, sondern einen »gleichsinnigen« Zusammenhang dachte.<sup>24</sup> Ein weiteres Beispiel beträfe den Fall, daß ein Baum während eines Unwetters umstürzt und auf ein – »zufällig« – vorbeifahrendes

Auto fällt, dabei den Fahrer tötet, nicht aber seinen kleinen Sohn, der im Fond sitzt. Auch hier stellt sich den Angehörigen die Frage nach dem Warum.

Gewicht und Betroffenheit derartiger Ereignisse lassen kaum jemanden kalt. Man gerät ins Grübeln. »Wenn wir«, geht Alfred Schütz (1899-1959) dem Gedanken nach, »in unserer Erfahrung auf etwas stoßen, was uns zuvor nicht bekannt war und daher außerhalb unseres gewöhnlichen Kenntniszusammenhangs steht, reagieren wir mit einem Erkundungsprozeß. Zunächst definieren wir das neue Faktum und versuchen, seine Bedeutung zu erfassen; dann modifizieren wir Schritt für Schritt unser Deutungsschema der Welt, bis das Fremdphänomen mit allen anderen unserer Erfahrungsbestände und ihrer Bedeutung kompatibel und konsistent erscheint [...] So wird es zuletzt zu einem ergänzenden Element unseres verbürgten Wissens.«<sup>25</sup> Man stellt *im Rahmen eines bestimmten Anschauungssystems* zwischen zwei (oder mehreren) Ereignissen einen Kausalzusammenhang oder eine akusale *Korrelation* her, die sich nach den Prämissen anderer, beispielsweise wissenschaftlicher Theorien verböte. Zerbricht im Beziehungskontinuum zweier Engstangehöriger, deren einer sich in einem kritischen Zustand befindet, dem anderen eine Vase, entspricht das dem »Zerbruch« des Gefährdeten – er stirbt. Traditionellen Vorstellungen nach würde der Baum den Fahrer erschlagen haben, weil er ein schweres Vergehen beging, das heißt eine Regel, ein Tabu »brach« oder auch einem Zauberanschlag zum Opfer fiel<sup>26</sup>, während das Kind »Glück« hatte und verschont blieb, weil es schuldlos, vielleicht auch für etwas Bestimmtes ausersehen oder seine Zeit einfach noch nicht gekommen war.

Das befremdliche oder bestürzende Ereignis wird auf dem Schütz'schen Wege entschärft und dem System integriert. Dies verleiht ihm *Lokalität*; seine Dynamik erscheint als Wiederholung. Doch bezöge sich das zunächst nur auf seine formale Zuordnung. Da es in den genannten Fällen jedoch ein reflektierendes Bewußtsein betraf, entspricht die Positionierung im System einer bestimmten Bedeutung, die als solche nur plausibel erscheint, wenn sie »Sinn macht«. Diese letztere Bedingung erfüllen allein normative, insbesondere *religiöse* Anschauungssysteme: Die kontingente Erfahrung, die jemandem »zustößt«, wird »bewältigt« durch den Bezug auf eine »letzte Wirklichkeit«<sup>27</sup>, konkreter: auf übergeordnete, transzendenten Drittinstanzen (Ahnen, Geister, Götter), deren Handeln eine »höhere« Absicht leitet.<sup>28</sup> Erst dadurch springt die formale Systemverträglichkeit um in »hochgradig signifikante Koinzidenz«<sup>29</sup> und gewinnt *Sinn*. Ein Fazit der Literaturwissenschaftlerin Renate Lachmann: »Wenn die Vorfälle, Zwischenfälle und Unglücksfälle nicht mehr Zufälle, sondern sinnvolle Ereignisse und die unerklärlichen Erscheinungen keine Trugbilder, sondern natürliche Phänomene oder übernatürliche Zeichen einer höheren Intelligenz sind, dann erhält die Sinnzuweisung, das Verkehren von unbekannt in bekannt, von unerklärlich in erklärlich einen

soteriologischen Aspekt.«<sup>30</sup> Es handelt sich nun nicht mehr um ein rätselhaftes Psi-Phänomen oder Zufall, sondern *teleologische Notwendigkeit*.

Doch damit ist das Problem erst lokalisiert, nicht gelöst. Legitim erscheint diese Deutung allein unter der Voraussetzung, daß sich alles Geschehen auf den Betrachter und sein persönliches Umfeld bezieht, das heißt den Kriterien der anthropozentrischen, konkreter der ego-, allgemeiner der nosterozentrischen (oder ethnozentrischen) Optik folgt. Ein vermeintlicher Zufall stellt dann eine »Botschaft« dar; er erscheint *gesteuert* und bedeutet entweder eine Warnung (Omen), eine Züchtigung, einen Hinweis, etwas Bestimmtes zu tun, oder einen schadensmagischen Anschlag. In jedem Fall liegt die Ursache, der Impuls dazu, bei *transzendenten* »Intelligenzen«, auch beim Zauber, da man annimmt, daß dieser letztlich immer auf Anstiftung geistiger Mächte zurückgeht.

Die teleologische Deutung hat somit eine *dualistische* Kosmologie, die Annahme einer jenseitigen Gegenwelt zur Voraussetzung. Traditioneller Anschauung nach wird ihr Verhältnis zur diesseitigen bestimmt durch *Inversion*. Alles ist dort »ganz anders«, läßt sich allein mit Hilfe von Negationen beschreiben: Es gibt dort weder Raum noch Zeit; das Jenseits entspricht einer Art Vakuum, durch das sich masselose, rein spirituelle Existenzen nicht eigentlich »bewegen«, da sie aufgrund der herrschenden Nichtlokalität überall und nirgends gleichzeitig und sozusagen »von Ewigkeit zu Ewigkeit« sind. Die Extreme beider Welten bilden auf der einen Seite kompakte, leblose Materie, auf der anderen die unsterblichen Götter, an der Spitze der unendlich ferne *Deus otiosus*, der vor Zeiten den Kosmos erschuf. Beide stellen füreinander *Horizontphänomene* dar, erscheinen wechselseitig extrem paranormal.

Doch berühren und durchdringen sie einander. Und wo das der Fall ist, muß es aufgrund des herrschenden Inversionsverhältnisses *notwendig* zu unerwarteten, »exotischen« Reaktionen kommen, die meist sicherlich so geringfügig ausfallen, daß sie nur schwach oder gar nicht wahrgenommen werden, gelegentlich aber auch »robuster« Natur sind.

Bleibt man bei der teleologischen oder, wenn man so will, »animistischen« Deutung, läßt sich am Konzept des kosmologischen Dualismus schwerlich vorbeidenken. Das schlösse dann auch, wie für die Anschauungen traditioneller Gesellschaften ganz gewöhnlich, ja selbstverständlich, die Konsequenzen mit ein:

1. Ungewöhnliche Erfahrungen und Ereignisse sind grenzbereichsgebunden; wo sie auftreten, herrschen Übergangszustände.
2. Infolge des gegebenen, unveränderlichen Inversionsverhältnisses beider Welten zueinander sollte bei Wechselwirkungen gewissermaßen im Untergrund ein »Feld« entstehen, das zumindest im groben gleichbleibend einheitlich strukturiert ist und daher den Ereignissen im Wahrnehmungsbereich ähnliche, seltener übereinstimmende Züge verleiht (wie z.B. bei Geistererscheinungen).

3. Da für die Gegenwelt Nichtlokalität, Atemporalität und Spiritualität gelten, sollten sich bei Wechselwirkungen diesseitige Lokalität, Temporalität und Körperlichkeit »verwischen«, das heißt an präziser Bestimbarkeit verlieren. Die Horizonte falten sich gleichsam ineinander ein. Es entstehen Dämmer- und Entrückungszustände; Visionen, Gesichte, Träume, Eingebungen stellen sich ein; scheinbar wandelt sich die Wahrnehmungsfähigkeit des Bewußtseins. In lebenden Organismen besteht die Verfaltung in Form des Leib-Seele-Dualismus in Permanenz; sie sind potentiell daher immer offen für transzendentale, sogenannte »außersinnliche« Wahrnehmungen; es bedarf nur entsprechender Voraussetzungen, einer spezifischen »Grenzsituation«, die eine massivere Wechselwirkung möglich und spürbar macht.
4. Die spirituelle Welt stellt, erstmals sich aktualisierend während der Schöpfungszeit, als der »Geist Gottes« mittels Gedankenkraft den amorphen Urbrei zu gestalten begann, den bewegenden, dynamischen Gegengrund der materiellen dar, auch im Menschen: *Mens agitat molem* (Vergil: *Aeneis* VI 727). Die unterschiedlich dicht gepackte Masse der letzteren lässt Impulse von »drüben« unmittelbar freilich nur dort durch, wo sie durchlässiger ist, beziehungsweise Offenstellen, gleichsam »Fenster« zum Jenseits bestehen, wie im Falle von Brunnen, Höhlen, Teichen, um Mitternacht, zu Neujahr oder während persönlicher Krisenzustände, in denen der Verbund von Leib und Seele sich lockert. Unter diesen Bedingungen strömt spirituelle Energie widerstandsfreier durch und löst entsprechend robuste Effekte aus: Hellsichtigkeit und Wahrträume stellen sich ein, Ahnen und Geister erscheinen. Im Extremfall schlägt die antiweltliche Kraft so stark durch, daß sie Materielles auslöscht: Der Organismus eines Menschen kollabiert, seine Lebenskraft, die Vitalseele, löst sich auf und verstrahlt, seine – unsterbliche – Freiseele wird von der Transzendenz gleichsam aufgesogen, sie geht, nunmehr entschlackt und reine Energie, ins Jenseits über. Impulswellen dagegen, die auf dichter gefügte Materie treffen, werden gebeugt und gestreut; sie lösen lediglich schwache Effekte oder Wechselwirkungen aus, die zu ungewohnten Verbindungen, zu »Korrelationen« führen und, falls sie überhaupt wahrgenommen werden, als geringfügige »Zufälle« in Erscheinung treten.

Die anthropozentrische Optik mißt, wie gesagt, nur robusten Ereignissen Bedeutung zu. Sie erscheinen als persönliche »Botschaften«, die den Empfänger unmittelbar und nur wenig gebrochen, gleichsam per E-Mail von »drüben« erreichen. Sie enthalten *Informationen*, denen ein »höherer Wille«, eine Absicht des Senders zugrunde liegt. Die Ahnen lassen ein Kind erkranken, um dem Vater zu verstehen zu geben, daß er seine außerehelichen Eskapaden einstellen soll. Das heißt: In derartigen starken Fällen wird *Kausalität*, eine *causa efficiens*, vorausgesetzt, während man in

schwachen eher von *Korrelationen* ausgeht, wie sie typisch für *betrachterferne*, fluktuierende Grenzbereichsphänomene erscheinen. Nach Kant kann es auch nur so sein. Nach ihm nämlich folgt der Begriff der Kausalität bekanntlich nicht der Erfahrung, sondern geht ihr bereits voraus, als Kategorie *a priori* oder angeborene Vorstellungsregel. Psychologische Experimente haben gezeigt, »daß Gewißheit, die sich auf eine klare Kenntnis der kognitiven Strukturen gründet und das Geschehen im Umfeld vorauszusagen erlaubt, generell erwünscht ist«, das Gegenteil entsprechend Unbehagen auslöst.<sup>31</sup> Starke Anomalien erscheinen daher notwendig, da sie anthropozentrisch wahrgenommen und gedeutet werden, kausal bestimmt; schwache ferner am Horizont können auch auf Korrelationen beruhen.

Tut man so, als könne man sich aus der Anthropozentrik lösen, und versucht, einen gleichsam säkularen, »objektiv-wissenschaftlichen« Standpunkt einzunehmen, ändert sich im Grunde nicht viel. Man geht aus von der vertrauten, erfahrungsgesättigten »klassischen« Welt, in der das Geschehen bestimmten Gesetzmäßigkeiten und Regeln gehorcht und sich daher voraussagen läßt. Zufälle erscheinen wie aufplatzende Blasen über fluktuierend bewegtem sumpfigem Grund in gleichgewichtsfernen Bereichen am Rand des in Kultur genommenen Landes. Wir bezeichnen sie so, weil wir, wie die Physiker uns versichern, ihre Ursachen nur (noch) nicht kennen, die aber gleichwohl vorauszusetzen sind, da es, so Friedrich Hund (1896-1997), »keine ursachlosen Ereignisse gibt. Das wäre«, setzt er erläuternd hinzu, »wie eine Erschaffung der Welt aus dem Nichts.«<sup>32</sup> Mit jeder Erweiterung der Erkenntnis fällt Licht ins Dunkel des Unbekannten und legt den morastigen Grund für Zufälle trocken. Staunen und Verwunderung schwinden, wie schon Aristoteles (384-322 v. Chr.) lehrte, mit wachsendem Wissen dahin. Wäre uns alles bekannt, könnte es keine Zufälle mehr geben.

Doch wissen wir, daß dies Illusion bleibt; es überschritte unsere Erkenntniskapazitäten. Dies bedenkend, sah der Philosoph Eduard von Hartmann (1842-1906) den gebotenen Kompromiß in Wahrscheinlichkeitsaussagen.<sup>33</sup> Wie schon ausgeführt, werden diese jedoch mittels statistischer Regeln gewonnen und beziehen sich auf Korrelationen, die selbst, um es mit Gerhard Vollmer zu sagen, auf verschiedenen unbekannten Auslösefaktoren oder »Koinzidenzen unabhängiger Kausalketten« beruhen, für die nach einer Erklärung zu suchen, ihm »sinnlos« erscheint.<sup>34</sup> Denn das würde die Kenntnis kausaler Zusammenhänge erfordern, die uns allein in den Stand setzten, Antworten auf die Frage nach dem *Warum*, nicht lediglich nach dem *Wie* von Koinzidenzen, Korrelationen oder Funktionen zu finden.

Will man sich damit nicht bescheiden, ist man bekanntlich genötigt, sozusagen am Grund ein – eben noch nicht vollends erhelltes – *universal gültiges Bezugssystem* der Laplaceschen Fiktion vorauszusetzen. Eine probate Hilfskonstruktion stellt die Annahme einer »dunklen« Gegen- oder

»Antiwelt« dar, deren Strukturen und dynamische Gesetzmäßigkeiten durch stete Impulse das Geschehen in der empirischen »Lichtwelt« untergründig bestimmen<sup>35</sup> – »schwach« durch Fluktuationen und ihrer Erscheinung nach immer *erstmalige* Zufallsereignisse in gleichgewichtsfreien Grenzbereichen, die sich gegebenenfalls selbstorganisieren und zu *neuartigen* Entwicklungen führen können, »stark« dagegen durch *wiederholte* Prozesse im gleichgewichtsnahen zentralen, »klassischen« Erfahrungsraum, wo sie zunächst Wahrscheinlichkeits-, dann Gesetzescharakter annehmen und das gesichert Gewußte nur immer wieder aufs neue bestätigen. In der Ethnologie entspräche dem das Linton-Kluckhohnsche Konzept von der *covert* und *overt culture*. Unter der ersteren verstand Ralph Linton (1893-1953) die *basic personality structure*, Clyde Kluckhohn (1905-1960) die grundlegenden *patterns* einer Gesellschaft, das heißt beider Auffassung nach die strukturierte Summe der allgemeineren Geltungskriterien der Welt- und Lebensanschauung, des Sozialerhalts, der Moral und Ästhetik, die in der »offenbaren« Kultur, vermittelt über die Sozialisation, als manifeste *configurations*, das heißt habituelle Stereotypen und Institutionen erscheinen und durch *repetitive responses* der Individuen untereinander, also fortwährende Bestätigung, stabilerhalten werden.<sup>36</sup>

Sich mit dem, was sich ständig wiederholt und bestätigt, zu beschäftigen, mag auf die Dauer langweilig erscheinen. Früher gebot das die Orthodoxie, deren Autorität jedoch seit Beginn der »Neuzeit« zunehmenden Erosionskräften ausgesetzt ist. In der Gegenwart – diesen Begriff einmal sehr elastisch verstanden – röhrt sich gewissermaßen das Erkenntnisinteresse, traut Stabilitätsklärungen nicht mehr und lässt sich reizen von »Grenzzuständen«, in denen das Gleichgewicht schwankt, »anything goes«, wie Paul Feyerabend (1924-1994) deklarierte, in trügerischen Nischen Geheimnisse lauern, exotische Erscheinungen vorüberziehen, Schamanen tanzen, »der Fremde« uns anblickt und zur Selbstreflexion aufruft, Informationen wellenförmig fließen oder korpuskularartig von Gegenständen ausgehen, Ethnologen, dem geschmeidig sich fügend, in »dialogische Diskurse« eintreten und »polyphone« Stammesmonographien schreiben und, dies nicht zuletzt, Kreativität blüht.

Doch bei aller Fluktuation multikultureller »Optionen« stellt sich, das Ganze wieder über den Kamm der Langfristigkeit geschoren, immer wieder die *Regel* ein. Diffundierende Identitäten zum Beispiel ziehen sich regional immer wieder zusammen und formieren sich neu. Ein Vorstellungs- und Verhaltensrepertoire bildet sich aus, das nur im Oberflächenbereich, nicht aber seiner inneren Aufbaustruktur nach vom Altvertrauten abweicht.<sup>37</sup>

Die *patterns* bleiben. Da die »Anfangsbedingungen« einer Entwicklung indes unbestimmt, wenn man so will dem Zufall überlassen sind, lässt sich der Verlauf zunächst nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit voraussagen; je länger er im Gang ist, desto mehr Regelcharakter gewinnt er jedoch. Ein künstlerischer Einfall wächst sich zum »Stil« aus, der

bestimmten Kriterien gehorcht, so daß ein Literatur-, Kunst- oder Musikhistoriker rasch erkennt, welcher Schriftsteller, Maler oder Komponist der »Schule« verpflichtet war. Analog halten geschichtliche »Schlüsselereignisse«, Mutationen, wissenschaftliche Erkenntnisse oder politische Entscheidungen die Schöpfung fortwährend in Gang. Am Ende, das heißt im Augenblick der Betrachtung, stehen eine Art, eine Theorie oder »Schule«, ein Staat, eine Verfassung.

Analytisch ist demzufolge zwischen peripheren Ereignissen, Zufällen oder Anfangsbedingungen und geronnener Regel in der zentralen Gleichgewichtswelt zu scheiden. »Tatsächlich hat sich«, wie Henning Genz das für die Physik bestätigt, »die Methode der Trennung von Anfangsbedingungen, die allein für die Zufälle des Wirklichen verantwortlich sind, und symmetrischen Naturgesetzen glänzend bewährt.«<sup>38</sup>

Nicht bewährt allerdings hat sich die Annahme, wir könnten eine *dezentrale*, »objektive« Betrachterposition beziehen. Jeder glaubt sich in einem gleichgewichtsnahen Zustand zu befinden, in einer regelgeleiteten Welt zu leben und nimmt Ungewöhnliches, das Norm und Gesetze beugt oder bricht, als Horizontphänomen wahr. Als lebendige Menschen, als Angehörige sozial verschlüsselter Gruppen, können wir den magischen Kreis der anthropo- oder soziozentrischen Weltwahrnehmung vielleicht gedanklich, nicht aber *realiter* verlassen. Wir messen *diesem* Bedeutung, das heißt einen *Sinn* in unserem Lebenszusammenhang zu und vernachlässigen oder ignorieren *jenes*. Beider Verhältnis begreifen wir dynamisch als *Entwicklung*: von Anfangsbedingungen zum Regelsystem, von einfachen zu komplexen Formen, von der Barbarei zur Zivilisation, ob nun im anagenetischen oder evolutionären Sinn. Die »Trennung«, von der Genz spricht, ist lediglich ein analytisches Hilfsmittel; denn Ursprung und Ende bilden einen Zusammenhang, zunächst anscheinend eine Korrelation, dann, im Sog der anthropozentrischen Optik, einen kausal, ob nun teleonomisch oder teleologisch determinierten Pozeß, der zuletzt, oben auf der zeitlich stillgestellten Betrachterebe, als *komplementäre* Beziehung erscheint: Die verdeckte »dunkle« Kultur steht mit der offenen »lichten« ganz ebenso in einem derartigen Zusammenhang<sup>39</sup> wie die Mikro- und Makrowelt oder der dunkle und der helle Kosmos.

Es gibt kein Entweder-Oder. Zwischen Zufall und Notwendigkeit besteht eine unaufhebbare Beziehung. Selbst wenn wir sie nur konstruieren, folgen wir damit wieder einer Notwendigkeit, die sich aus der Anthropozentrik ergibt. Wir *müssen* der Welt Bedeutung verleihen, um uns orientieren und überleben zu können. Unbewußt oder kryptisch lauert Teleologie auch im Hintergrund säkular gestimmter Köpfe. Für Ameisen oder Pferde stellt sich das Problem vermutlich nicht.

Läßt sich der »Urknall« als Zufall verstehen? Falls ja, müßte er laut Hund und anderen eine Ursache haben – und wäre ein Scheinzufall. Das würde bedeuten, daß auch danach bis in alle Zukunft hin Scheinzufälle möglich waren und sind. Im Grunde verschobt dies das Problem nur

hinter den Urknall zurück. Verdankt das Universum indes seine Entstehung nicht einem Zufall, sondern der Absicht einer wie auch immer gearteten »höheren Intelligenz«, könnten auch alle späteren Ereignisse, die uns als Zufälle erscheinen, in Wahrheit *keine* sein; sie müßten allenamt der Schöpfungsabsicht folgen, also irgendwie Sinn machen. Wie immer einen das persönlich anmuten mag – und mir selbst widerstrebt es zutiefst: als geborenen Anthropozentrikern bleibt uns eigentlich keine andere Wahl, als der letzteren, sagen wir »animistischen« Alternative den Vorrang einzuräumen. Vielleicht sind wir ja doch alle wie Kerzen im Atem Gottes.